

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13603. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.60 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die Ausgaben für Kunstszwecke werden im neuen Reichsetat mit 1250 Millionen Mark eingestellt. Der Kunstbedarf beträgt 180 Millionen.

Der finnische Landtag wurde aufgelöst.

Die persische Regierung hat demissioniert.

## Der Pfaffenkrieg.

Leipzig, 19. November.

Aus Paris wird uns geschrieben: Die französischen Klerikalen zeigen seit einiger Zeit eine erhöhte Streitlust. Sicherlich ist auch ihre Situation nicht so schlecht, wie man nach dem Durchdringen der kirchenpolitischen Gesetze und nach dem Fiasko der Revolte gegen die Kircheninventuren annehmen möchte. Die Unnachgiebigkeit der Kurie, die sich zuletzt in ihrem Verbot der im Gesetz vom 13. April 1908 den Katholiken angebotenen Konstituierung ihrer Kultusvereine in der Form von Selbsthilfsvereinigungen kundgab, hat sicher dem Weltklerus arge wirtschaftliche Angelegenheiten bereitet, aber andererseits läßt sich nicht leugnen, daß die Anwendung der scharfen Taktik durch die Klerikalen die republikanische Regierung in mancherlei Verlegenheit bringt. Nicht werden immer noch bedeutende Landestelle vom klerikalen Einfluß beherrscht — und zu ihnen gehören außer den ländlichen Departements im Nordwesten auch die wirtschaftlich vorgeschrittenen Bezirke im Norden und Osten —, sondern besonders auch die Unfruchtbarkeit des radikalen Regimes und die wachsende Angst der Bourgeoisie vor der Arbeiterbewegung kommen der klerikalen Propaganda zugute, die mit Aufwand von großen Geldmitteln und mit unbestreitbarer Gewandtheit operiert. Namentlich die reaktionäre Presse ist vortrefflich organisiert. In Paris gibt es geschickt gemachte klerikale Blätter für alle Klassen, offen monarchistische vom feudalen Gaulois bis zur perfid demagogischen Action Française, nationalistische wie der Clair, und alle billigen Abendblätter von einiger Verbreitung, sowie kleinere, zum Arbeiterfang berechnete Organe, die teils in der bekannten Schimpf- und verleumderische für gelbe Gewerkschaften eintreten, teils auch die konservative Intelligenz für eine Art christlichen Syndikalismus einzuspannen suchen, der den im „Antiparlamentarismus“ erzeugenen und nach dem Zusammenbruch der „revolutionären“ Generalstreikerei ernüchterten Teil der Arbeiterschaft gewinnen soll. Es scheint, daß sich in den Gefängnissen, wo „insurrektionelle“ und „anarchistische“ Jungmannschaften von nicht immer gefestigter Gesinnung mit der goldenen Jugend der „Camelots du roy“ beisammensahen, manche

Fäden angesponnen haben. Für die Stimmung in der Bourgeoisie aber ist die Krise im Pariser Gemeinderat, die mit dem Sturz des republikanischen Blochs und mit der Konstituierung einer die Monarchisten mit umfassenden gemäßigten Mehrheit endete, sicher charakteristisch.

Trotzdem wäre es im höchsten Maße töricht, wenn die Arbeiterschaft der in den letzten Wochen besonders dringend wiederholten Aufforderung der Radikalen folgen und sich die Parole des erneuten gemeinsamen Angriffs gegen den Klerikalismus aufreden lassen wollte. Natürlich werden die Sozialisten jederzeit bereitstehen, Angriffe der Ultramontanen auf die kirchenpolitischen Errungenschaften abzuwehren. Aber es widerspricht ihren Grundsätzen, wie den Interessen der Arbeiterklasse, die vorgeschlagene Taktik einer öden Kulturkämpferei anzunehmen. Die Trennung von Kirche und Staat hat den kirchlichen Organen unstrittig eine Freiheit gewährt, deren Ausnutzung der Republik bisweilen unangenehm werden kann, aber die Sozialisten können nicht daran denken, sie ihnen mittels Ausnahmegesetzen wieder zu nehmen. Wenn die Bischöfe und Pfarrer jetzt im Rahmen ihrer staatsbürgerlichen Rechte an den politischen Kämpfen teilnehmen wollen, ist nicht recht abzusehen, wie der Staat, von dem sie jetzt nichts mehr empfangen, es ihnen wehren soll.

Vorläufig bestehen indessen auch unter den Klerikalen selbst heftige Meinungsgegensätze in bezug auf die politische Aktion der Katholiken und im besonderen auf die Taktik im bevorstehenden Wahlkampf. Ihre Schärfe scheint allerdings auf die Unstimmigkeiten zurückzugehen, die die Politik des Vatikans gegenüber der Republik unter den Führern des französischen Katholizismus hervorgerufen hat. Bezeichnend dafür ist die glibberige Polemik, die jetzt zwischen zwei Bischöfen geführt wird. Auf den ersten Blick scheint die Differenz gering. Der Erzbischof von Toulouse hat in seiner Diözese einen katholisch-politischen Verband gegründet, der Vereinbarungen zwischen den Angehörigen der verschiedenen konservativen Parteien für die Wahlen anbahnen soll. Der Bischof von Nancy, Turinaz, ein streitbarer Herr, der seinerzeit auch die Standale in der Anstalt vom guten Hirten aufgedeckt und sich dadurch in Rom mißliebig gemacht hat, will gleichfalls ein gemeinsames Vorgehen der katholischen Parteien bei den Wahlen, aber er will keine von der Geistlichkeit kommandierte Organisation. Sein Standpunkt erfuhr eine heftige Kritik im klerikalen Univers von Seiten eines Herrn Rocafort, der auch die Correspondence Romana mit Berichten über die französische Kirchenpolitik versorgt. Turinaz richtete nun einen öffentlichen Angriff gegen Herrn Rocafort, worin er die Frage aufwarf, wo dieser Herr die Legitimation her habe, sich zum Richter in den Fragen der Glaubensverteidigung in Frankreich aufzuwerfen. Das regierungsfreundliche Blatt Nouvelles gab sofort die Antwort darauf. Rocafort sei der von der Kurie bestellte

Internuntius, der Nachfolger des bekanntlich abgeschobenen galanten Abbé Montagnini. Rocafort, der von Beruf Lehrer an einem Staatsgymnasium ist, versuchte erst, diese Mitteilung in einem Interview als pure Erfindung hinzustellen, in seiner Antwort auf Turinaz' Angriff aber zog er es vor, sich über die heikle Frage völlig auszuschweigen, was einem Eingeständnis gleichkommt. Unterdes wird die Polemik zwischen den Bischöfen mit süßlicher Liebenswürdigkeit in der Form und versteckter Bosheit im Inhalt weitergeführt.

Vorläufig hat es also bis zur Gründung einer katholischen Zentralpartei nach dem Muster des deutschen Zentrums, wie sie den Unternehmendsten der klerikalen Opposition vorschweben mag, noch reichlich Zeit. Und mit der Wahlbeeinflussung, die wie auch sonst in den Reichstagen und mehr oder minder offen von den Kanzeln ausgeübt werden wird, hält die Wahlmasche der Regierung mindestens gleichen Schritt. Die Radikalen brauchen wahrhaftig kein weiteres Mittel, ihre Wahlfortuna zu korrigieren.

Ernsthafter ist das Schulproblem. Bekanntlich haben die Bischöfe etliche in den öffentlichen Schulen gebrauchte Lehrbücher als antichristlich verdammt, und von katholischen Kindern ist hier und da sogar schon ein Schulstreik oder Disziplinverweigerung in Szene gesetzt worden. Die Situation der Behörden ist da nicht leicht, weil sie weder den Fanatismus der Eltern an den unschuldigen Kindern rächen, noch jenen aus diesem Anlaß, wenn dieses Treiben fortgesetzt wird, die elterliche Gewalt entziehen können. Ob es auch nur in der Mehrzahl der Fälle gelingen wird, den schuldigen Gehpaffen zur Verantwortung zu ziehen, ist sehr fraglich. Und wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Androhung höherer Strafen die große Mehrzahl der klerikalen Eltern von ausdauernder Durchführung der Streit- oder Obstruktions-taktik abschrecken mag, so bleibt diesen immer noch die Flucht in die „freien Schulen“ übrig, die den Unterricht im Pfaffengeist besorgen und die Kongregationschulen zum großen Teil ersetzt haben. Das Unterrichtsmonopol des Staates aber, das als einziges Mittel dagegen gelten kann, begegnet in den Kreisen der republikanischen Parteien, bei den Radikalen und auch bei den Sozialisten gewichtigen Einwendungen und ist obendrein in der jetzigen finanziellen Situation einfach undurchführbar. Die einzige, allerdings auch in den Schranken des bürgerlichen Klassenstaates bleibende Lösung, die nicht einen in seinen Resultaten bedenklichen Verfolgungszug einschließt, ist die bessere Ausgestaltung des weltlichen Schulwesens, die dessen Vorzüge auch den klerikalen Eltern offenbar macht und die Durchführung des Unterrichts in einem Geist, der die Jugend für ihre Tätigkeit in der modernen Gesellschaft vorbereitet, ohne sie mit freidenkerischer Pedanterie, wie sie an manchen Orten zweifellos vorgekommen ist, unnötig zu behelligen.

## Seuilleton.

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Der Schuller legte die Hände auf den Rücken und sagte ruhig: „Dös woach a jeder, daß i net glei da bin mit'n G'richt. Aba dös heist mir gar nix, wann da Paulmann sagt, er nimmt's g'rad. Es muach öffentlich erklärt wer'n, daß de G'sicht verlogen is, und dös muach aa g'sagt wer'n, woher dös G'rad kimmt. Nacha will i gar nix vom Paulmann und halt' mi an den, der a solchene Verleumdung auf d'Welt bringt.“ „I hab' halt an Rausch g'habt“, sagte der Paulmann, „da red't ma dumm daher. I hab' durchaus gar nix geg'n Schuller, und i sag's öffentl, daß er a richtiger Mann is.“ „Was is denn nacha mit dir, Hierangl?“ fragte Kloiber. „Mit mir?“ „Ja; was du sagst, ob du net aa an Erklärung macha willst?“ „Was geht mi de ganz' G'sicht o?“ „Du bist halt jeyt amal vorg'laden vom Schuller und muacht di nach'n G'sch' erklär'n.“ „Hab' i was g'sagt? Was geht denn dös mi o, wenn da Paulmann im Wirtshaus aufdraht? Hab' i was g'sagt?“ „Jeyt woacht, gar a so unschuldi muacht di net h'i'stellen!“ schrie der Paulmann, „dass du zu mir nix g'sagt hätt'st, nacha hätt' i de Dummheit net daher bracht im Rausch!“

„Wo hab' i was g'sagt zu dir?“ „Möggst du dös laugna? Bei dir dahoam, in deiner Stuben hast as g'sagt. Jeyt möggst di auß'schwindeln, gel?“ „Du werst dirs überlegen, ob du dös behaupten ko'st, daß i schwindel. Ein'scht verflag' i di aa.“ „Wo mir aus, nacha weis' i auf, daß du dös g'sagt hast.“ „I hab' zu dir gar nix g'sagt. Du bist zu mir lemna und hast g'sagt, daß der Kloiber zu dir g'sagt hat, daß der Schuller sein Vater'n a so mißhandelt hätt'.“ „Und nacha hast du g'sagt...“ „Nix is. Nacha hast du mi g'fragt, ob dös wahr is. Und i hab' g'sagt, i woach bloß, daß der Herr Pfarrer den Zettel hat, wo dös drauf steht.“ Der Schuller war nicht aus seiner Ruhe gekommen und hatte den Beiden zugehört. Bei den letzten Worten des Hierangl stieg ihm die Röte in das Gesicht, und er trat einen Schritt vor. „Was steht auf dem Zettel?“ fragte er. Der Hierangl schaute an ihm vorbei und sagte kurzab: „Mit dir red' i net.“ „Du werst scho no reden müassen, du Tropf, du scheinhelliger!“ „Halt!“ sagte der Kloiber, „mach't's net wieder aufs neu' a Beleidigung her! Dös hat koan Wert it!“ „Dah'n reden!“ schrie der Hierangl, „dös rührt mi gar it o, was der sagt.“ „Jeyt kam der Schuller in Zorn.“ „Dös sell wer'n mir seh'n“, sagte er, „ob di gar nix o'rührt. In ganz' Erlbach derf' koa Mensch no an Achtung hamm vor an solchen Ehrabschneider!“ „So? Moanst? So? Wo dir derf' koa Hund mehr an Brocken o'nehma. Hast as g'hört?“ „Nimm di z'samm, Hierangl!“ „Na, grad' net. Jeyt behaupt' i's no mal, was i

zu'n Paulmann g'sagt hab'. Der Pfarra hat mir dös Schreiben zoagt vom Herrn Feld. Der hat's aufg'schrieben, was du für oana bist. Jeder Christ muach dir aus 'u Weg geh! Dir!“ „Halt, jeyt is g'nual!“ schrie der Schuller. „No lang it. Dein Vater'n hast g'schlag'n, daß er im Pfarrhof um Hilf hat bitten müassen!“ „Sauhund, hab' i di! Du und der Pfarra!“ Der Schuller faßte den Hierangl an der Gurgel. Alle Besonnenheit war weg. „Der Pfarra und du! Hab't's dös g'funden, was an Menschen schlecht macht?“ Der Hierangl stemmte sich dagegen. Seine Stimme gellte, daß man sie über die Straße hinüber hörte. „Auslassen! Du! Dir geht's schlecht!“ Stieg Müller sprang auf, der Kloiber und der Paulmann hingen sich an den Schuller. Aber der hatte eiserne Finger und hielt fest. Und der Hierangl kreischte wieder: „So hast as dein Vater'n g'macht, gel? Dein alten Vater'n?“ Der Schuller ließ aus. „Noch einmal der Schimpf!“ „Rein, damit machte er ihn nicht gut, daß er sich an dem heimtückischen Lügner vergriff.“ „Geh zua, Lump!“ Er sagte es wieder ruhig. Eine rechte Verachtung kam über ihn, als er die Verleumdung noch einmal hörte. Wie sich der Hierangl frei fühlte, ging er an die Türe. Er richtete seinen Kragen und die Halsbinde. „I nimm enk' allsamt als Zeug'n“, sagte er, „dös werd' si aufweisen, ob der da d' Leut' schlag'n derf.“ Er ging, und die andern hörten ihn noch in der Gaststube und im Hausgange schimpfen. „Schuller, dös hätt' it toa soll'n“, sagte der Kloiber, „Soll' i mit all's a'fall'n lassen?“